

Gemeinschaftlich wohnen in Bremen: Neue Serie über ungewöhnliche Projekte

Ein Zuhause für drei Generationen

Mehrgenerationenhäuser, Senioren-Wohn-gemeinschaften, Bau- und Hausgenossenschaften – es gibt viele verschiedene Modelle des Zusammenlebens. In den kommenden Wochen werden wir jeweils diens-tags verschiedene Aspekte gemeinschaftlichen Wohnens beleuchten, Projekte vorstellen und Fachleute wie Bewohner zu Wort kommen lassen. Heute lesen Sie, wie drei Generationen der Familie Hüther in einem Haus zurechtkommen.

Von Frauke Fischer

Bremen. Mutter, Vater, Kind – damit ist die klassische Familie heute meist schon ausreichend beschrieben. In der Sonnenstraße 10 im Bremer Ostertor aber ist das anders. Wer aufs Klingelbrett guckt, ahnt es sofort: Hier wohnen mehrere Generationen unter einem Dach. Der Name Hüther steht auf jedem Schild.

Wenn über neue Wohnformen berichtet wird, um die Generationen wieder mehr miteinander ins Gespräch zu bringen, kann man in der Sonnenstraße getrost auf das eigene Lebensmodell blicken: die Familie. „Lorenz und Meret sind hier die fünfte Generation“ sagt Annabell Hüther. Sie ist ein bisschen stolz darauf. Das hört man heraus.

Ihre Familiengeschichte, die sie beim gemeinsamen Kaffeetrinken im Wintergarten mit Blick auf die herrlich zugewachsenen Gärten erzählt, ist ganz eng mit dem Altbremer Haus verbunden. Hier hat sie den Großteil ihres Lebens verbracht. Immer haben mehrere Hüther-Generationen hier gemeinsam gelebt: Großeltern, Eltern, Kinder, zeitweise noch Mieter auf den verschiedenen Etagen. Im Haus ist viel Platz. Und manch einer begnügte sich eben auch mit wenig Raum, wenn es Not tat. In Kriegszeiten beispielsweise, wenn das Geld knapp war oder Angehörige fehlten, die sich hätten kümmern können.

Das Recht zu bleiben

Immer war den Bewohnern klar: Wer hier erst einmal eine Weile gelebt hat, behält bis zum Schluss das Recht, im Haus zu bleiben. Annabell Hüther erinnert sich noch genau an Mieterinnen wie Olga. Die jüdische Rusin war Sängerin und konnte den Kindern faszinierend von ihrem ungewöhnlichen Leben erzählen. Sie blieb auf einer der Etagen bis wenige Wochen vor ihrem Tod. Und Käthe, die am Ende so viel Zuspruch und Pflege brauchte, weil sie arg „tüdelig“ war, starb gut behütet von der Ersatzfamilie in den 90er Jahren. Da hatte sie ihre größere Wohnung oben im Haus schon aufgegeben und war ins Souterrain gezogen. Täglich nahm Annabell Hüther, gerade Mutter geworden, die alte Dame mit auf die Spaziergänge mit dem Kinderwagen. Eine Pflegerin kam vormittags zum Waschen. Doch alles übrige organisierten die Hüthers unter sich. „Das konnte Lorenz noch miterleben“, erzählt Annabell Hüther. Und sie ist froh darüber, „denn das gibt es heute ja sonst kaum noch. Ab einem gewissen Punkt kommen die Leute einfach ins Altenheim“.

Bei der Familie in der Sonnenstraße aber ist das immer anders gewesen. Unten im Haus, das 1902 bis 1903 erbaut wurde, wohnen die Eltern von Annabell Hüther, ihre Mutter Doris und ihr Vater Manfred. Das Ehepaar erbt das Haus von seinen Eltern mitsamt den damaligen Mieterinnen. Wenn jemand Einzelheiten erfahren möchte, ist Manfred Hüther der richtige Ansprechpartner. Er hat die ganze Geschichte in allen ihren Einzelheiten parat, und er spricht nicht ohne Stolz über die Tradition des Zusammenlebens, die sich hier entwickelt hat.

Der Urgroßvater von Annabell Hüther war es, der das Haus einst kaufte. Als Kapitän fuhr er in den 20er Jahren für den Norddeutschen Lloyd. Buddha-Figuren und andere Mitbringsel im Familienbesitz zeugen noch heute von seinen großen Reisen. Er



Manfred, Lorenz, Annabell und Doris Hüther (von links) – hier mit ihrem Familienhund Kim – gehören zu den drei Generationen, die das Projekt Großfamilie mit Leben füllen. FOTO: FRANK THOMAS KOCH

überschrieb das Haus gleich seiner Frau. Und auf diese Weise ging es später auch in den Besitz der nächsten Generation über. „Es sind bei uns eigentlich immer die Frauen gewesen“, wundert sich Annabell Hüther beim Erzählen selbst ein bisschen. Ihr Vater ist richtig stolz darauf: „Ich wünsche mir auch, dass es so bleibt.“

Die Zeichen stehen gut. Annabell Hüther ist inzwischen 44 Jahre alt. Seit ihrem vierten Geburtstag lebt sie in der Sonnenstraße. „Ich habe hier eigentlich alle Etagen durch.“ Längst wohnt sie mit Mann, zwei Kindern und Hund in den beiden Etagen über den Eltern. Das Dachgeschoss ist vermietet. Und obwohl die Hüthers getrennte Wohnungen haben, ist für die Großfamilie klar: „Die Türen sind bei uns immer offen.“

Wenn Annabell Hüther morgens nach dem gemeinsamen Frühstück zur Arbeit geht, kann sie beruhigt sein. „Meine Mutter kümmert sich ums Mittagessen. Da kann es bei mir auch mal später werden“, sagt die Erzieherin. Erst vor wenigen Jahren hat sie ihre Prüfung abgelegt. Dass die studierte Biologin die zweite Ausbildung abschließen konnte, verdankt sie dem gemeinsamen Leben unter einem Dach. Während sie den Prüfungsstoff büffelte, nahm die Mutter die Kinder

Doris Hüther kommt auf eine Tasse Kaffee hoch und setzt sich mit an den Tisch. „Dazu kommen wir nur noch selten“, sagt Annabell Hüther mit Blick auf Kaffeebecher und Kuchenteller. Üblicherweise gibt es an den Nachmittagen viel Programm durch Kinder und Beruf.

Doch heute haben sich die Frauen Zeit genommen. Für ein langes Gespräch über ihr Familienleben, über die Erfahrungen der Generationen, unter sich und miteinander. Auch für einen Blick zurück, bei dem die inzwischen 73-Jährige das Wort führt: Gebürtig aus dem Schwarzwald ist die lebhaft kleine Frau das Leben in der Großfamilie ge-

wohnt gewesen. Mit drei Geschwistern wurde sie groß, teilte sich bis zur Hochzeit der einen Schwester mit dieser das Zimmer. Auch die Großmutter lebte mit im Haus. Doris Hüther heiratete, und 1969 zogen sie und ihr Mann ins Haus seiner Eltern an der Sonnenstraße. Die Mutter starb, zwei Großmütter und ein Großvater aber wollten noch für eine Weile mit versorgt werden. Für Doris Hüther kein Problem. „Ich kenne es nur so, dass die Großeltern immer mit dabei sind“, sagt sie. Daraus leitet sich wohl die Selbstverständlichkeit für das Lebensmodell in der Sonnenstraße ab. Auch die engen Beziehungen zu Geschwistern, zu Tanten, Kusinen, Enkeln, Nichten und Neffen sind geblieben. Zu großen Familienfesten, Hochzeiten oder Konfirmationen kommen alle auch heute noch zusammen.

In dieser Tradition wuchsen die Hüther-Töchter in Breziden die Hüther-Schwester aber nach der Ausbildung wegzog, blieb Annabell im Elternhaus – als Studentin in ihren eigenen vier Wänden im Souterrain. Sie brauchte die behutsame Abgrenzung, die Möglichkeit, auch mal Feten zu feiern, flügge zu werden, vermeintlich unkontrolliert von den Eltern, aber mit der Möglichkeit, die Nähe zu bewahren, die sie wollte. „Zu Mittag war ich immer oben und habe meiner Mutter die neuesten Geschichten erzählt“, erinnert sie sich. Auch ihr Mann wurde umgehend in die Großfamilie aufgenommen.

Kompromisse finden

„Für ihn war es nicht so einfach“, sagt Annabell Hüther. Auch heute noch müssen die Ehepartner deshalb Kompromisse finden. „Vor allen Dingen muss man miteinander reden.“ Das ist Doris Hüther als Schwiegermutter sehr wichtig, denn sie sieht ein: Wer nicht aus einer Großfamilie kommt, hat Schwierigkeiten mit der Nähe, gemeinsamen Mahlzeiten und Urlauben, mit dem Kommen und Gehen unter einem Dach, den

offenen Türen. „Man kann niemals einsame Entscheidungen fällen“, sagt sie schlicht.

„Die Jungen“ gönnen sich deshalb zwischendurch auch regelmäßig Ferien in der Kleinfamilie. Und nicht bei allen Mahlzeiten sitzen alle zusammen am großen Tisch im Esszimmer. Vielleicht ein über die Jahre ausgehandelter Kompromiss, der die verschiedenen Wünsche berücksichtigt.

Dass Doris Hüther wochentags für alle kocht, einkauft und damit letztlich bestimmt, was auf den Tisch kommt, steht außer Frage. Auch um die Wäsche kümmert sie sich. Doch als Einbahnstraße empfinden die Familienparteien diese Arbeitsteilung nicht, betonen die beiden Frauen.

Relativ reibungslos

„Es ist ein Geben und Nehmen“, versichert Doris Hüther. Als sie vor einigen Jahren nach einer Operation längere Zeit Ruhe brauchte, übernahm ihre Tochter sämtliche Aufgaben. Um die Mutter so gut wie möglich am Familiengeschehen zu beteiligen, bauten ihr die Kinder sogar ein Bett im Esszimmer auf. „Ich habe ja die Treppen nicht geschafft“, sagt diese. Das Angebot damals hat sie ohne Zögern angenommen. Manch einer mag das befremdlich finden. Das weiß die Wahlbremerin. Für viele klingt das, was die Hüthers leben, unglaublich. Die ehemalige Verwaltungsangestellte hat es oft erlebt. „Als ich noch im Beruf war, wollte mir keiner abnehmen, dass es hier relativ reibungslos läuft“, meint sie. Klar, es werde auch mal gestritten. „Und es wird hier auch mal laut“, gibt Doris Hüther zu. Ihre Tochter nickt und lächelt leicht. Doch in Frage gestellt wird dieses generationsübergreifende Leben deshalb noch lange nicht. Annabell Hüther schüttelt nachdenklich den Kopf, bevor sie versichert: „Ich habe eigentlich noch nie angefangen, überhaupt Vor- und Nachteile zu suchen.“

Nächsten Dienstag lesen Sie ein Interview mit dem Zukunftsforscher Horst Opaschowski zu Wohnwünschen der Senioren von morgen und einen Bericht über die Schwierigkeiten, in Bremen gemeinschaftliche Wohnprojekte zu realisieren.



TEIL 1

„Alt und Jung müssen sich wieder mehr mischen“

Die Soziologin und Gesundheitswissenschaftlerin Annelie Keil plädiert für Orte, wo sich die Generationen begegnen können

Für die Bremer Wissenschaftlerin Annelie Keil bedeuten die Begegnungen der Generationen das Leben selbst. „Intergeneration ist eine Haltung. Ich kann sie in einem Haus, in einer Straße, in einem Dorf, aber auch im Heim leben“, sagt die Soziologin und Gesundheitswissenschaftlerin, die sich seit Jahrzehnten mit der angewandten Biografie- und Lebensweltforschung beschäftigt. Frauke Fischer sprach mit ihr über Keils Leitsatz: „Die Kunst zu leben, lernt man über die Generationen.“

Frage: Mehrgenerationenhäuser – wenn man den Begriff heute benutzt, meint er die eigens zur Begegnung geschaffenen Häuser. Warum sind solche oder ähnliche Projekte heute überhaupt notwendig?

Annelie Keil: Die Generationen bleiben durch die heutigen Lebens- und Arbeitsstrukturen nicht mehr beieinander. Die familiären Generationsstrukturen sind auf Berufsstrukturen umgeschaltet worden. Der Auseinanderfall von Arbeits- und Lebensort ist ein langer Prozess, der seit mindestens zwei Jahrhunderten läuft. Obwohl ja auch am Arbeitsplatz mehrere Generationen aufeinandertreffen und auch sonst genügend Generationskontakte möglich sind, werden sie kaum wahrgenommen oder genutzt. Die Familiengenerationen sind auseinanderge-

rissen, und die Generationskontakte in den Nachbarschaften oder woanders werden nicht als solche gesehen. Diese Menschen werden als Fremde wahrgenommen. Die Trennung müsste aufgehoben werden. Die Generationen müssen sich wieder mehr mischen. Die Frage ist also: Wo können wir Orte schaffen, dass sich Generationen wieder bewusster treffen. Wir müssen erreichen, dass sich die Generationen überall in der Stadt begegnen können. Das ist eine zivilgesellschaftliche Aufgabe.

Familien mit Oma, Opa, Vater, Mutter und Kindern unter einem Dach – die Nähe kann auch Fallstricke haben. Was raten Sie Menschen, die gemeinsam wohnen?

Wir tauschen uns zu wenig aus und verhandeln kaum über unsere Bedürfnisse. Verhaltensweisen und Interessen, nehmen Unterschiede nicht als Lernchancen wahr. Bei Konflikten kommt es zu schnell zur Beschuldigung. Die anderen haben Schuld, wenn etwas nicht klappt. Das erzeugt Probleme und

Distanz. Wichtig ist: Es muss etwas gemeinsam zu leben geben. Das ist die Voraussetzung für die Akzeptanz der Unterschiedlichkeit. Das Zusammenleben ist ein intergenerativer Aushandlungsprozess, der in immer neuen Situationen neu besprochen werden muss. Man muss das gemeinsame Wohnen gestalten und darüber verhandeln. Die laute Musik der Enkel, die Rückzugsmöglichkeiten, die Freiräume der einzelnen. Und es ist die Frage: Was kann ich mit Humor nehmen? Man muss sich beim Zusammenleben auch die Geheimnisse gestatten. Andererseits darf man nicht sagen: Die Menschen auf den anderen Etagen gehen mich nichts an. Es ist eine Frage von Geben und Nehmen. Man muss Vereinbarungen an den Interessen und Bedürfnissen der einzelnen Bewohner orientieren. Immer im festen Vertrauen darauf, dass man sich darauf verlassen kann, dass alle nach einer guten Lösung suchen wollen.

Warum ist Ihnen der intergenerative Gedanke so wichtig?

Man könnte sagen: Das Intergenerative ist die tiefste Schule der Toleranz, des Lebens an sich. Man lernt aus den selbst erlebten und beobachteten Erfahrungen und den Krisen, auch aus den nicht gemeisterten übrigens. Man lernt durch das Zusammenleben der Generationen das Geschlechterverhältnis kennen, das Älterwerden, Krankheit und Tod, eben alles, was zum Leben gehört. Das fängt in der Familie an, setzt sich aber in allen Lebensphasen fort. Generationen sind überall, und sie sind für den Dialog im gesellschaftlichen Zusammenleben notwendig.

ZUR PERSON

Annelie Keil wurde 1939 geboren und studierte Politische Wissenschaften, Soziologie und Pädagogik. Nach der Promotion arbeitete sie als Assistentin und Akademische Rätin an der Pädagogischen Hochschule Göttingen, bevor sie 1971 als Professorin an die Universität Bremen berufen wurde, wo sie 2004 in den Ruhestand ging. Keil gehört zu den Gründungsmitgliedern unter anderem des Zentrums für Public Health (Universität Bremen) und ist Trägerin des Bundesverdienstkreuzes.

GdP: Es fehlen über 100 Polizisten

Debatte um Öffnungszeiten der Reviere

Von Elke Gundel

Bremen. In einigen Bereichen seien Bremens Polizisten „hoch belastet, weil es insgesamt zu wenig Personal gibt“. So kommentiert Horst Göbel, Vorsitzender der Gewerkschaft der Polizei (GdP) in Bremen, die Debatte um eine weitere Verkürzung der Revier-Öffnungszeiten. Nun werde „händeringend nach Lösungen gesucht“. Dabei rückten Bereiche ins Blickfeld, in denen die Arbeitsbelastung weniger groß ist. Etwa in Revieren, die nicht mehr in den Einsatzdienst – also die 24-stündige Besetzung der Streifenwagen – einbezogen sind.

Wie berichtet, erwägt Innensenator Ulrich Mäurer (SPD), die Öffnungszeiten der elf Reviere weiter zu reduzieren, die schon heute werktags um 20 Uhr und sonntags um 16 Uhr schließen. Spielraum sieht Mäurer dabei beim sogenannten Bürgerservice, wie etwa der Aufnahme von Anzeigen. Das so gewonnene Personal könne woanders eingesetzt werden.

Diese Rechnung geht nicht auf, betonen Göbel und der Personalratsvorsitzende der Polizei, Harry Kuck. Hoch belastet seien vor allem die Kollegen, die bei Sonderlagen gebraucht werden – also zum Beispiel die Bereitschaftspolizei, die in voller Schutzmontur am Wochenende oder nachts zu Einsätzen ausrückt. „Wir brauchen vor allem junge, hoch belastbare Kollegen“, machen Göbel und Kuck deutlich. Im Bürgerservice seien aber meist ältere Beamte tätig. Deshalb fordert der GdP-Chef eine „solide Einstellungspraxis“, um die Einsatzfähigkeit der Polizei zu gewährleisten. Dafür seien 2600 Vollzeit-Stellen mindestens nötig. Derzeit seien nur rund 2480 Stellen besetzt.

DIE GUTE TAT

Rund 200 Stunden Arbeitskraft spendeten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der **Ernst & Young AG Wirtschaftsprüfungs- und Steuerberatungsgesellschaft** mit Sitz in Bremen. Im Rahmen eines „Day of Caring“, organisiert von der Bremer Freiwilligenagentur, verbrachten sie auf der **Kinder- und Jugendfarm in Habenhausen** einen arbeitsamen Tag. Die Wirtschaftsprüfer bauten einen rund 200 Meter langen, alten Maschendrahtzaun ab, erneuerten Zäune für den Pferdeauslauf, bauten eine Kräuterspirale und ein Weidentipi. Die Materialien für die Kräuterspirale spendete der Fachmarkt Floreno.

Seit Spätsommer 2008 gibt es das Martinsclub Brot bei der **Bäckerei Trage**. Pro verkauftem Laib dieses Roggenmischbrot mit Leinsamen und Sonnenblumenkernen sammelte die Bäckerei Trage 30 Cent für den **Martinsclub Bremen e.V.** als Spende ein. So sind inzwischen über 550 Euro für den Verein, der sich für Integration und Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderungen einsetzt, zusammengekommen. Diese Summe rundete die Bäckerei aus der Neustadt jetzt auf **1000 Euro** auf. Statt eines symbolischen Schecks übergab Bäckerei-Chef Ralf Trage dem Martinsclub eine Torte, die mit der Summe verziert war.

Der **Bambini-Flohmarkt im Roland-Center** hat Pastor Andreas Schröder vom **„Zuhause für Kinder“** eine Spende in Höhe von **200 Euro** überreicht. Die verantwortliche Leiterin Sabine Radke hatte auf dem Flohmarkt eine Kinderschmink-Station eingerichtet und Kinder sowie Eltern eingeladen, das Kinder- und Jugendzentrum der St. Mathäus-Gemeinde zu unterstützen. Die Gründerin des Huchtinger Flohmarkts hatte die Einweihung vom „Zuhause für Kinder“ erlebt und möchte die Arbeit für Kinder im Stadtteil fördern.

Eine Gitarre vom **Hurricane-Festival mit Autogrammen der Musiker** versteigerte **Bremen Vier** zugunsten des **Bremer Tierheims**. Bremen Vier Moderator Malte Janssen sammelte die Unterschriften hinter der Bühne. Den Zuschlag bei der Versteigerung in der Sendung „Bremen Vier bis Acht“ erhielt Joachim Jordanland aus Bremen bei stattlichen 1450 Euro. Bei der Spendenübergabe freute sich Gaby Schwab, Pressesprecherin des Bremer Tierschutzvereins, über die Aktion: „Das Tierheim braucht natürlich immer Unterstützung, besonders jetzt zur Urlaubszeit.“ Insgesamt bekommt das Tierheim Bremen **1750 Euro**. Denn der Vorjahressieger fand die Idee so gut, dass er die Hurricane-Autogramm-Klumpfe von 2008 zur Verfügung stellte, die Daniel aus Bramstedt gegen eine Spende von 300 Euro ans Bremer Tierheim bekam.



Gaby Schwab, Malte Janssen und Joachim Jordanland (von links). FOTO: FR